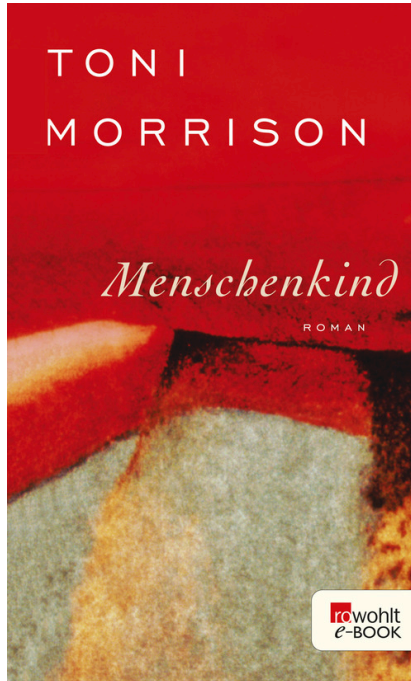


## Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-644-00265-4

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).



# Inhalt

Vorwort

Eins

2.1. Kapitel

## Vorwort

1983 verlor ich meinen Arbeitsplatz – oder ich gab ihn auf. Eins von beidem, vielleicht auch beides zugleich. Ohnehin hatte ich meine Arbeit im Verlag bereits auf einen Tag pro Woche reduziert, an dem ich Korrespondenz, Telefonate und Besprechungen erledigte, während ich mich dem Lektorieren der Manuskripte zu Hause widmete.

Die Stelle aufzugeben war aus zwei Gründen eine gute Idee. Zum einen hatte ich schon vier Romane geschrieben, und alle schienen überzeugt zu sein, dass das Schreiben meine eigentliche Berufung war. Die Frage der Prioritäten – Wie kann man gleichzeitig Eigenes schreiben und Fremdes lektorieren? – war mir zwar immer banal und unverständlich erschienen, etwa vom gleichen Kaliber wie die Frage: Wie kann man gleichzeitig lehren und kreativ sein? Wie kann eine Malerin, eine Bildhauerin, eine Schauspielerin sich selbst treu bleiben und andere anleiten? Aber es gab viele, die in dieser Kombination von Lektoratsarbeit und Schriftstellerei ein Konfliktpotenzial sahen.

Der zweite Grund war eindeutiger. An den Büchern, die ich herausgebracht hatte, konnte der Verlag sich keine goldene Nase verdienen (auch wenn goldene Nasen damals noch nicht der Endzweck allen Trachtens waren). Mir selbst kam die Liste meiner Autoren durchaus eindrucksvoll vor. Sie umfasste herausragende Schreibtalente wie Toni Cade Bambara, June Jordan, Gayle Jones, Lucille Clifton, Henry Dumas, Leon Forrest; Wissenschaftler, die originelle Ansätze mit solider Forschung zu verbinden wussten (William Hinton mit *Shen Fan*, Ivan Van Sertima mit *They Came Before Columbus*, Karen DeCrow mit *Sexist Justice*, Chinweizu mit *The West and the Rest of Us*) und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens wie Angela Davis, Muhammad Ali oder Huey Newton, die ihrer Sicht der Dinge Geltung ver-

schaffen wollten. Und wenn mir ein notwendiges Buch auf dem Markt zu fehlen schien, fand ich auch jemanden, der es für mich schrieb. Mein Enthusiasmus wurde von manchen geteilt, aber andere, die auf die wenig berauschenden Verkaufszahlen schielten, setzten ihm einen Dämpfer auf. Ich mag mich irren, aber selbst gegen Ende der siebziger Jahre zählte die Entdeckung von Autoren mit sicherem Seller-Potenzial offenbar mehr als die Lektorierung von Manuskripten oder die Begleitung aufstrebender oder altgedienter Autoren durch die verschiedenen Stadien ihrer Karriere. Wie dem auch sei, ich kam zu dem Schluss, dass die Zeit für mich reif war, wie eine erwachsene Schriftstellerin zu leben – nämlich nur vom Schreiben und von den Tantiemen. Welchem Comic ich diese Vorstellung verdankte, weiß ich nicht mehr, aber jedenfalls nahm ich sie ernst.

Ein paar Tage nach meinem letzten Arbeitstag saß ich vor meinem Haus auf dem Steg, der in den Hudson River hineinragte, und empfand statt der Ruhe, die ich erwartet hatte, eine aufkeimende Unrast. Ich ging meine Liste von Problemfeldern durch, ohne darauf etwas Neues oder Dringendes zu entdecken. Ich kam nicht dahinter, was mir da, an einem so schönen Tag und angesichts eines so friedlichen Flusses, zu schaffen machte. Ich hatte keine Termine, und das Telefon, hätte es denn geläutet, war außer Hörweite. Aber ich hörte das Herz in meiner Brust schlagen, ungestüm wie ein Fohlen. Ich kehrte ins Haus zurück, um dieser Beunruhigung, ja Panik, auf den Grund zu gehen. Ich wusste, wie sich Angst anfühlte – aber das hier war etwas anderes. Dann traf es mich wie ein Schlag: Ich war glücklich, war frei wie noch nie, noch niemals in meinem Leben. Es war ein Gefühl, wie es seltsamer nicht sein konnte. Kein Außer-sich-Sein, keine Erfüllung, kein Überschwang an Lust oder Befriedigung. Es war eine reinere Freude, ein jäher Vorschein, gepaart mit Gewissheit. *Menschenkind* betrat die Bühne.

Heute glaube ich, dass es der Schock der Befreiung war, der meine Gedanken darauf lenkte, was das Wort «frei» für Frauen alles bedeuten konnte. In den achtziger Jahren schlugen die Wogen der Diskussion hoch: gleiche Bezahlung, gleiche Rechte, Zugang zu allen Berufen und Ausbildungswegen ... und die Möglichkeit, eine Wahl zu treffen, ohne dafür stigmatisiert zu werden. Zu heiraten oder nicht. Kinder zu haben oder nicht. Unweigerlich führten mich diese Gedanken zu der ganz anderen Geschichte der schwarzen Frauen in diesem Land – eine Geschichte, in deren Verlauf Eheschließungen verhindert oder kriminalisiert wurden oder von vornherein unmöglich waren; in der die Frauen Kinder gebären mussten – aber Kinder zu «haben», für sie zu sorgen oder, in anderen Worten, die Elternrolle zu übernehmen war so undenkbar, wie es eine Freilassung gewesen wäre. Die Rechte einer Mutter einzufordern galt in der Logik der institutionalisierten Sklaverei als ein Verbrechen.

Das Hauptmotiv nahm feste Konturen an, aber die Größe meiner Leinwand überwältigte mich. Figuren zu entwerfen, die das radikale Denken und die wilde Entschlossenheit verkörpern konnten, die eine solche Logik hervorbringen musste, lag außerhalb meiner Vorstellungskraft – bis ich mich an eines der Bücher erinnerte, die ich herausgegeben hatte, als ich noch im Verlag war. Ein Zeitungsartikel, den ich in *The Black Book* aufgenommen hatte, berichtete von Margaret Garner, einer jungen Mutter, die der Sklaverei entkommen und dann inhaftiert worden war, weil sie lieber eines ihrer Kinder getötet (und die anderen zu töten versucht) hatte, als zuzulassen, dass sie in die Plantage ihres früheren «Besitzers» zurückgebracht wurden. Ihr Fall erlangte Berühmtheit im Kampf gegen die Gesetze, die den Sklavenhaltern das Recht auf Rückführung geflohener Sklaven zusprachen. Garners klarer Verstand bei Abwesenheit jeglicher Reue beeindruckte die Presse nicht

weniger als die Anhänger der Anti-Sklaverei-Bewegung. Sie war ein geradliniger Charakter, der über das radikale Denken, die Entschlossenheit und den Willen verfügte, alles in die Waagschale zu werfen für das, was ihr eine Vorbedingung der Freiheit war.

Die historische Margaret Garner ist eine faszinierende Figur, aber ein enges Korsett für eine Autorin: Zu wenig gestalterischen Freiraum ließ sie mir für meine Zwecke. Also beschloss ich, ihre Gedankenwelt neu zu erfinden und mit einem Subtext zu unterfüttern, der dem Kern der historischen Wahrheit verpflichtet blieb, sich aber von den vorgegebenen Fakten so frei machte, dass Bezüge zu unseren zeitgenössischen Debatten über Freiheit, Verantwortung und dem gesellschaftlichen Ort der Frau erkennbar wurden. Die Heldin sollte das Schreckliche und die Schande erhobenen Hauptes auf sich nehmen, die Konsequenzen ihrer Entscheidung für die Kindstötung akzeptieren und den Anspruch auf ihre persönliche Freiheit behaupten. Das Umfeld, die Sklaverei, war ehrfurchtgebietend und unerschlossen. Die Leser (und mich selbst) in diese abstoßende Landschaft (überformt, aber noch erkennbar; verdrängt, aber nicht vergessen) zu versetzen war wie das Aufschlagen eines Zeltes auf einem Friedhof, der von höchst beredten Gespenstern heimgesucht wurde.

Ich saß auf meiner Veranda, schaukelte im Schaukelstuhl und blickte auf die mächtigen Steinblöcke, die den gelegentlichen Faustschlag des Flusses abfangen sollen. Oberhalb der Steine läuft ein Weg durch die Wiese, der im tiefen Schatten einer Baumgruppe von einem Aussichtspavillon aus Eisenholz unterbrochen wird.

Sie kam aus dem Wasser, kletterte über die Steine empor und lehnte sich gegen den Pavillon. Hübscher kleiner Hut.

So war sie von allem Anfang an dabei, und außer mir wussten es alle, alle Figuren (ein Satz, der später «die Frau-

en im Haus wussten das» lauten sollte). Sie musste die Gestalt im Zentrum der Erzählung sein, die Ermordete und nicht die Mörderin, die, die alles verlor und nichts mitzureden hatte. Sie konnte nicht draußen herumgeistern, sie musste das Haus betreten – ein richtiges Haus, keine Hütte. Ein Haus mit einer Adresse, in dem ehemalige Sklaven ihr selbstbestimmtes Leben lebten. Es sollte keinen Vorraum in diesem Haus geben, keine «Einführung» – weder in das Haus noch in den Roman. Ich wollte die Leser kidnappen, wollte sie rücksichtslos in eine fremde Welt werfen, damit sie zu empfinden lernten wie die Figuren des Buches, die ebenfalls von hier nach dort, von irgendwo nach irgendwo verschleppt wurden ohne Mitsprache oder Vorbereitung.

Es war wichtig, diesem Haus einen Namen zu geben, aber er musste ganz anders sein als die Namen à la «Sweet Home», wie sie die Plantagen trugen. Es durfte keine grandiosen oder heimeligen Adjektive geben, eine Anmaßung einer aristokratischen Vergangenheit. Nur Ziffern sollten es sein, die das Haus identifizierten und es gleichzeitig absonderten von einer Straße oder einer Stadt – die seinen Unterschied betonten zu den Häusern anderer Schwarzer im Quartier und etwas ahnen ließen von dem Überlegenheitsgefühl, dem Stolz der ehemaligen Sklaven, die nun eine eigene Adresse hatten. Und doch ist es ein Haus, das, im wörtlichsten Sinn, Persönlichkeit hat – eine Persönlichkeit, die wir «vom Schicksal geschlagen» nennen, wenn sie uns aufdringlich wird.

Bei meinem Versuch, die Erfahrung der Sklaverei erlebbar zu machen, kam es mir auf das Gefühl an, dass die Dinge gleichzeitig unter Kontrolle und völlig unkontrollierbar sind; dass die darbenenden Toten mit der Gewalt des Chaos in die friedliche Ordnung des Alltagslebens einbrechen; dass die herkulische Anstrengung des Vergessens auf eine Erinnerung prallt, die verzweifelt um ihr Überleben kämpft.



Wer die seelische Innenansicht der Versklavung in Worte fassen will, darf die Grenzen der Sprache nicht achten.

Als Kostbarkeit hüte ich jenen Augenblick am Steg mit dem trügerischen Fluss, dem jähem Bewusstsein der Möglichkeiten, dem ungestüm pochenden Herzen, der Einsamkeit, der Gefahr. Und dem Mädchen mit dem hübschen kleinen Hut. Und dann der genaue Blick.

# Eins

Die 124 war böse. So tückisch wie ein Kleinkind. Die Frauen im Haus wussten das und die Kinder auch. Jahrelang fand sich jeder auf seine Weise mit der Bosheit ab, aber im Jahre 1873 litten bloß noch Sethe und ihre Tochter Denver darunter. Großmutter Baby Suggs war tot, und die Söhne, Howard und Buglar, waren schon mit dreizehn fortgelaufen – als nämlich ein Spiegel bereits beim bloßen Hineinsehen in tausend Scherben zersprang (das war das Zeichen für Buglar) und als zwei winzige Handabdrücke im Kuchen auftauchten (da reichte es Howard). Keiner der Jungen wartete so lange, bis er noch mehr sah; wieder einmal einen Kessel voller Kichererbsen in einem dampfenden Haufen auf dem Fußboden oder in einer Linie vor die Türschwelle gestreute Kekskrümel. Sie warteten nicht einmal eine der stillen Zeiten ab: die Wochen, ja Monate, in denen es keine Störung gab. Nein. Beide flohen auf der Stelle – sobald das Haus diejenige Untat beging, die sie nicht ein zweites Mal ertragen oder miterleben wollten. Binnen zweier Monate, mitten im tiefsten Winter, ließen sie ihre Großmutter Baby Suggs, ihre Mutter Sethe und ihre kleine Schwester Denver ganz allein in dem schiefergrauen Haus an der Bluestone Road zurück. Damals trug es noch keine Nummer, weil Cincinnati noch nicht so weit reichte. Ja selbst Ohio nannte sich erst seit siebzig Jahren Staat, als zuerst der eine Bruder und dann der andere sich Füllmaterial aus einer Steppdecke in die Mütze steckte, seine Schuhe in die Hand nahm und sich dem lebhaften Hass, den das Haus gegen die beiden empfand, klammheimlich entzog.

Baby Suggs hob nicht einmal den Kopf. Von ihrem Krankenbett aus hörte sie, wie sie gingen, aber nicht darum lag sie still. Ihr war ohnehin unbegreiflich, dass ihre Enkelsöhne so lange gebraucht hatten, um zu merken, dass nicht alle Häuser so waren wie das an der Bluestone Road. In der Schweben zwischen der Widerwärtigkeit des Lebens und der Bosheit der Toten konnte sie weder Interesse dafür auf-

bringen, vom Leben zu lassen, noch dafür, es zu leben, geschweige denn für die Furcht von zwei Jungen, die sich davonstahlen. Ihre Vergangenheit war ebenso gewesen wie ihre Gegenwart – unerträglich –, und da sie wusste, dass der Tod alles andere als Vergessen bewirkte, nutzte sie das bisschen Kraft, das ihr noch blieb, um sich Gedanken über Farben zu machen.

«Bring mir ein bisschen Lavendelblau, wenn du hast. Wenn nicht, dann Rosa.»

Und Sethe war ihr mit allem zu Diensten, von Stoffen bis hin zu ihrer eigenen Zunge. Der Winter in Ohio war besonders garstig, wenn man Lust auf Farbe hatte. Allein der Himmel sorgte für Dramatik, und sich für das einzige Vergnügen im Leben auf den Horizont von Cincinnati zu verlassen war in der Tat verwegen. Drum taten Sethe und ihr Mädchen Denver für sie, was sie konnten und was das Haus zuließ. Gemeinsam führten sie einen mechanischen Kampf gegen dessen unverschämtes Benehmen: gegen umgeworfene Nachttöpfe, Klapse aufs Hinterteil und Schwaden verpesteter Luft. Denn sie verstanden die Quelle der Empörung ebenso gut, wie sie die Quelle des Lichts kannten.

Baby Suggs starb, kurz nachdem die Brüder – ohne das geringste Interesse an einem Abschied oder am Abschied ihrer Großmutter von der Welt – davongelaufen waren, und unmittelbar darauf beschlossen Sethe und Denver, der Qual ein Ende zu machen, indem sie den Geist riefen, der sie so plagte. Vielleicht, so dachten sie, half ein Gespräch, ein Meinungs austausch oder so etwas. Drum fassten sie sich an den Händen und sagten: «Komm raus. Komm raus. So komm doch schon.»

Die Anrichte tat einen Satz nach vorn, sonst tat sich nichts.

«Sicher ist Grandma Baby schuld, dass er nicht will», sagte Denver. Sie war zehn und immer noch böse auf Baby Suggs, weil sie gestorben war.

Sethe schlug die Augen auf. «Das bezweifle ich», sagte sie.

«Warum kommt er dann nicht?»

«Du vergisst, wie klein er ist», sagte ihre Mutter. «Sie war ja kaum zwei, als sie starb. Zu klein, um zu verstehen. Fast noch zu klein zum Sprechen.»

«Vielleicht will sie nicht verstehen», sagte Denver.

«Vielleicht. Aber wenn sie nur käme, könnte ich ihr alles erklären.» Sethe ließ die Hand ihrer Tochter los, und gemeinsam schoben sie die Anrichte an die Wand zurück. Draußen peitschte ein Kutscher sein Pferd zum Galopp an; das hielten die Leute aus der Gegend für notwendig, wenn sie an der 124 vorüberkamen.

«Für ein Baby hat sie starke Zauberkräfte», sagte Denver.

«Nicht stärker als meine Liebe zu ihr», antwortete Sethe, und da war sie wieder: die einladende Kühle unbehaunter Grabsteine; und der, den sie aussuchte, um sich auf Zehenspitzen degegenzulehnen, die Beine weit offen wie ein Grab. Rosa wie ein Fingernagel war er und von glitzernden Einschlüssen durchzogen. Zehn Minuten, sagte er. Wenn du zehn Minuten Zeit hast, mach ich ihn umsonst.

Zehn Minuten für zwölf Buchstaben. Hätte sie mit noch einmal zehn ein «Innigst geliebtes» dazubekommen? Sie hatte nicht daran gedacht, ihn zu fragen, und es quälte sie noch immer, dass es vielleicht möglich gewesen wäre – dass sie für zwanzig Minuten, sagen wir eine halbe Stunde, alles auf den Grabstein ihrer Kleinen hätte eingemeißelt bekommen, jedes Wort, das sie den Prediger beim Begräbnis hatte sagen hören (und sicherlich alles, was es dazu zu sagen gab): Innigst geliebtes Menschenkind. Bekommen hatte sie das eine Wort, das zählte, und damit hatte sie sich zufriedengegeben. Sie meinte, es müsse genügen, sich zwischen den Grabsteinen von dem Steinmetzen bespringen zu lassen, unter den Augen seines kleinen Sohnes, in dessen Ge-

sicht uralter Ärger und ganz junge Lust geschrieben standen. Das müsste doch genügen. Genügen, um einem weiteren Prediger, einem weiteren Abolitionisten und einer von Abscheu erfüllten Stadt Rede und Antwort zu stehen.

Sie baute auf den Frieden ihrer eigenen Seele, hatte dabei aber die andere vergessen: die Seele ihrer Kleinen. Wer hätte gedacht, dass ein dummes kleines Baby so viel Wut in sich haben konnte? Sich unter den Augen des Steinmetzensohnes zwischen den Grabsteinen bespringen lassen zu müssen war noch nicht genug. Sie musste nicht nur ihr Dasein in einem Haus fristen, das vor der Wut des Babys über seine durchschnittene Kehle zitterte; die zehn Minuten, die sie gegen den morgenrotfarbenen, von Sternensplittern durchzogenen Stein gedrückt dastand, die Beine so weit offen wie das Grab, waren auch noch länger als ein Leben und lebendiger, pulsierender als das Kindsblut, das ihre Finger überzog wie Öl.

«Wir könnten fortziehen», hatte sie ihrer Schwiegermutter einmal vorgeschlagen.

«Und wozu?», fragte Baby Suggs zurück. «Gibt kein Haus im ganzen Land, in dem nicht der Kummer von irgendeinem toten Neger bis an die Dachsparren reicht. Was ein Glück für uns, dass der Geist ein Baby ist. Und wenn der von meinem Mann herkäme? Oder der von deinem? Red mir nicht. Hast Glück. Hast noch drei übrig. Drei, die an deinem Rockzipfel hängen und nur eins, das dir von drüben die Hölle heißmacht. Dankbar sein solltest du. Ich hatte acht. Und alle acht von mir gegangen. Vier weggeholt, vier jagt, und alle, denk ich, gehen im Haus von jemand um.» Baby Suggs rieb sich die Augenbrauen. «Meine Erstgeborene. Von der weiß ich bloß noch, wie sehr sie verbrannte Brotkruste mochte. Kaum zu glauben! Acht Kinder, und das ist alles, was ich noch weiß.»

«Das ist alles, was du an Erinnerung zulässt», hatte Sethe zu ihr gesagt, aber jetzt hatte auch sie nur noch ei-

nes – ein lebendiges vielmehr –, nachdem das tote die Jungen verjagt hatte, und ihre Erinnerung an Buglar verblasste schnell. Howard hatte wenigstens eine Kopfform, die keiner vergaß. Und alles andere – sie strengte sich an, sich an so wenig zu erinnern, wie gerade noch sicher war. Unglücklicherweise gingen ihre Gedanken krumme Wege. Da eilte, ja rannte sie etwa über ein Feld, um rasch zur Pumpe zu kommen und sich den Kamillensaft von den Beinen zu spülen. Nichts anderes hatte sie im Kopf. Das Bild der Männer, die gekommen waren, um an ihrer Brust zu saugen, war so leblos wie die Nerven in ihrem Rücken, da, wo die Haut sich riffelte wie ein Waschbrett. Und auch nicht die Spur eines Geruchs von Tinte oder dem Kirschharz und der Eichenrinde, aus denen sie gemacht wurde. Nichts. Nur der leichte Wind, der ihr Gesicht kühlte, während sie zum Wasser eilte. Und noch als sie die Kamille mit Pumpenwasser und Lumpen abspülte, war sie in Gedanken einzig und allein damit befasst, auch noch das letzte bisschen Saft abzukriegen – und mit ihrem Leichtsinn, dass sie eine Abkürzung über das Feld genommen hatte, bloß um eine halbe Meile zu sparen, ohne zu merken, wie hoch das Unkraut geschossen war, bis es sie bis ans Knie hinauf juckte. Dann kam irgendetwas dazwischen: das Klatschen des Wassers; der Anblick ihrer Schuhe und Strümpfe, die mitten auf dem Weg lagen, dort, wo sie sie hingeworfen hatte; oder Here Boy, der aus der Pfütze zu ihren Füßen schlabberte – und plötzlich war Sweet Home da, erstreckte sich, erstreckte sich vor ihren Augen, und obwohl es auf der ganzen Farm kein Blatt gab, bei dessen Anblick sie nicht am liebsten losgeschrien hätte, erstreckte sie sich vor ihr in schamloser Schönheit. Sweet Home sah nie so schrecklich aus, wie es gewesen war, und unwillkürlich fragte sie sich, ob die Hölle vielleicht auch ein schöner Ort sei. Feuer und Schwefel, ja, aber versteckt in Hainen wie aus gewirkter Spitze. Jungen, die von den schönsten Platanen der Welt baumelten.

Es beschämte sie, dass sie sich eher an die wunderschön rauschenden Bäume erinnerte als an die Jungen. Sosehr sie versuchte, es anders zu machen, jedes Mal stachen die Platanen die Kinder aus, und das konnte sie ihrer Erinnerung nicht verzeihen.

Als der letzte Rest Kamille beseitigt war, ging sie ums Haus herum nach vorn und hob unterwegs ihre Schuhe und Strümpfe auf. Und wie um sie noch weiter für ihr miserables Gedächtnis zu bestrafen, saß auf der Veranda, keine zehn Meter entfernt, Paul D, der letzte der Männer von Sweet Home. Und obwohl sie sein Gesicht niemals mit dem eines anderen hätte verwechseln können, sagte sie: «Bist du's?»

«Was noch von mir übrig ist.» Er stand auf und lächelte. «Wie geht's dir, Mädchen, außer dass du barfuß gehst?»

Ihr Lachen klang ungezwungen und jung. «Hab mir dahinten die Beine versaut. Kamille.»

Er machte ein Gesicht, als koste er einen Teelöffel voll von etwas Bitterem. «Will ich gar nichts von hören. Hab das Zeug immer gehasst.»

Sethe knüllte ihre Strümpfe zusammen und schob sie in die Schürzentasche. «Komm rein.»

«Die Veranda tut's, Sethe. Kühl hier draußen.» Er setzte sich wieder und schaute zur Wiese auf der anderen Straßenseite hinüber, denn er wusste, dass sein Verlangen ihm von den Augen abzulesen war.

«Achtzehn Jahre», sagte sie leise.

«Achtzehn», wiederholte er. «Und ich schwör dir, ich hab sie allesamt auf Wanderschaft verbracht. Macht's dir was, wenn ich es dir nachtu?» Er deutete mit dem Kopf auf ihre Füße und begann seine Schuhe aufzuschnüren.

«Willst du sie baden? Komm, ich hol dir eine Schüssel Wasser.» Sie näherte sich ihm, um ins Haus zu gehen.

«Nein, ä-ä. Darf sie nicht verwöhnen. Müssen noch viel, viel rumlaufen.»



«Du kannst doch nicht gleich wieder fort, Paul D. du musst ein Weilchen bleiben.»

«Lang genug jedenfalls, um Baby Suggs zu sehen. Wo ist sie?»

«Tot.»

«O nein. Seit wann?»

«Acht Jahre sind's. Fast neun.»

«War's schwer? Hoffentlich hat sie keinen schweren Tod gehabt.»

Sethe schüttelte den Kopf. «Leicht wie Rahm. Nicht schwerer als das Leben. Tut mir leid, dass du sie nicht mehr sehen kannst. Bist du deshalb gekommen?»

«Teils deshalb. Ansonsten wegen dir. Aber wenn schon die ganze Wahrheit heraus soll, ich geh dieser Tage überall hin. Wo immer ich mich hinsetzen darf.»

«Gut siehst du aus.»

«Werk des Teufels. Der macht, dass ich gut aussehe, wenn mir was fehlt.» Jetzt sah er sie an, und das «was fehlt» nahm eine andere Bedeutung an.

Sethe lächelte. So waren sie – waren sie gewesen. Alle Männer von Sweet Home, vor und nach Halle, hatten auf so eine stille, brüderliche Weise mit ihr geflirtet, so zart, dass es einem kaum auffiel.

Abgesehen von einer Menge mehr Haar und etwas Abwartendem im Blick sah er genauso aus wie damals in Kentucky. Pfirsichkernhaut, gerader Rücken. Bei einem Mann mit einem so unbeweglichen Gesicht war es überraschend, wie bereitwillig es lächelte, aufleuchtete oder Mitleid empfand. Als brauche man nur sein Augenmerk auf sich zu lenken, und schon regte sich in ihm das Gefühl, das man selbst auch empfand. Durch weniger als einen Lidschlag schien sein Gesicht sich zu verändern – doch die eigentliche Beweglichkeit lag unter der Haut.

«Ich brauch sicher nicht nach ihm fragen, oder? Du würdest es mir sagen, wenn's was zu sagen gäbe, nicht?» Sethe

schaute auf ihre Füße hinunter und sah wieder die Platanen vor sich.

«Ich würd's dir sagen. Natürlich würd ich's dir sagen. Ich weiß heute auch nicht mehr als damals.» Ausgenommen das mit dem Butterfass, dachte er, und das brauchst du nicht zu erfahren. «Du glaubst bestimmt, er lebt noch.»

«Nein, ich glaube, dass er tot ist. Bloß die Unsicherheit erhält ihn am Leben.»

«Was hat Baby Suggs gedacht?»

«Das Gleiche, aber nach dem, was die sagt, sind alle ihre Kinder tot. Sie meinte, sie hätte auf den Tag und die Stunde genau gespürt, wie sie gingen, jedes einzelne.»

«Wann, hat sie gemeint, wär Halle gegangen?»

«Achtzehnfünfundfünfzig. Am Tag, als mein Baby auf die Welt kam.»

«Das Baby hast du wirklich gekriegt? Hätt nie gedacht, dass du es schaffst.» Er gluckste. «Schwanger wegzulaufen!»

«Musst ich ja. Warten hätte ich nicht können.» Sie senkte den Kopf und dachte, wie unwahrscheinlich es war, dass sie es geschafft hatte. Und wäre nicht das Mädchen gewesen, das den Samt suchte, dann hätte sie es nie geschafft.

«Und ganz allein!» Er war stolz auf sie und verärgert. Stolz darauf, dass sie es getan hatte; verärgert, weil sie weder Halle noch ihn dazu gebraucht hatte.

«Fast allein. Nicht ganz allein. Ein Weißenmädchen hat mir geholfen.»

«Dann hat sie auch sich selbst geholfen, Gott segne sie.»

«Du könntest über Nacht bleiben, Paul D.»

«Sehr überzeugend klingt deine Einladung nicht.»

Sethe warf einen Blick über die Schulter auf die geschlossene Tür. «O doch, ich mein es schon ernst. Ich hoff bloß, dass dir das Haus nichts ausmacht. Komm rein. Red mit Denver, während ich dir was koche.»

Paul D band seine Schuhe zusammen, hängte sie sich über die Schulter und folgte ihr durch die Tür direkt in einen Teich aus wallendem rotem Licht, das ihn an Ort und Stelle verharren ließ.

«Hast du Gesellschaft?», flüsterte er mit gerunzelter Stirn.

«Dann und wann», sagte Sethe.

«Barmherziger.» Er machte einen Schritt zurück durch die Tür auf die Veranda. «Was für was Böses hast du denn da drin?»

«Nichts Böses, nur was Trauriges. Komm nur. Geh einfach durch.»

Da besah er sie sich genauer. Genauer als vorher, als sie mit nassen und glänzenden Beinen ums Haus gekommen war, die Schuhe und Strümpfe in der einen Hand, ihre Röcke in der anderen. Halles Mädchen – die mit dem eisernen Blick und dem entsprechenden Rückgrat. In Kentucky hatte er nie ihr Haar gesehen. Und obwohl ihr Gesicht achtzehn Jahre älter war als damals, da er sie zum letzten Mal gesehen hatte, war es jetzt weicher. Wegen des Haares. Ein Gesicht, so ruhig, dass es einen unruhig machte; die Iris von der gleichen Farbe wie ihre Haut, was ihn in diesem ruhigen Gesicht immer an eine Maske mit ausgestanzten Augen hatte denken lassen. Halles Frau. Jedes Jahr schwanger, auch in dem Jahr, in dem sie am Feuer gesessen und ihm erzählt hatte, dass sie weglaufen wollte. Ihre drei Kinder hatte sie schon zusammen mit anderen auf einen Fuhrwerk-Treck von Negern geladen, die über den Fluss wollten. Sie sollten zu Halles Mutter in der Nähe von Cincinnati gebracht werden. Selbst in dieser winzigen Hütte, in der sie sich so dicht ans Feuer beugte, dass man die Hitze in ihrem Kleid roch, hatten ihre Augen nicht einen Funken davon aufgefangen. Sie waren wie zwei Brunnen, in die zu schauen ihm schwerfiel. Sogar ausgestanzt verlangten sie noch danach, verdeckt, versteckt oder mit irgendei-

nem Zeichen versehen zu werden, das die Menschheit vor dem warnte, was diese Leere enthielt. Drum hatte er stattdessen ins Feuer geschaut, während sie es ihm erzählte, weil ihr Mann nicht da war zum Erzählen. Mr. Garner war tot, und seine Frau hatte einen Klumpen, so groß wie eine Süßkartoffel, im Hals und war unfähig, mit irgendjemandem zu sprechen. Sie beugte sich so dicht ans Feuer, wie ihr schwangerer Körper es zuließ, und erzählte es ihm, Paul D, dem letzten der Männer von Sweet Home.

Zu sechst waren sie auf der Farm gewesen. Sethe war die einzige Frau. Mrs. Garner hatte Paul Ds Bruder verkauft und dabei geheult wie ein Baby, um die Schulden zu bezahlen, die auftauchten, kaum dass sie Witwe geworden war. Dann kam der Schullehrer, um Ordnung zu schaffen. Aber was der tat, zerbrach drei weitere Männer von Sweet Home und stanzte das glitzernde Eisen aus Sethes Augen, so dass zwei offene Brunnen blieben, die den Schein des Feuers nicht widerspiegelten.

Jetzt war das Eisen wieder da, aber das von ihrem Haar besänftigte Gesicht flößte ihm so viel Vertrauen zu ihr ein, dass er über ihre Schwelle trat und direkt in ein Meerpulsierendes rotes Licht.

Sie hatte recht. Es war etwas Trauriges. Als er hindurchging, ergoss sich eine solche Welle von Kummer über ihn, dass er hätte weinen mögen. Es schien ein weiter Weg bis hin zu dem gewöhnlichen Licht, das den Tisch umspielte, aber er schaffte es – trockenen Auges und mit Glück.

«Du hast doch gesagt, sie ist leicht gestorben. Leicht wie Rahm», erinnerte er sie.

«Das ist nicht Baby Suggs», sagte sie.

«Wer dann?»

«Meine Tochter. Die, die ich mit den Jungen vorausgeschickt hatte.»

«Hat sie's nicht überlebt?»

«Nein. Die, die ich unterm Herzen trug, als ich weglief, ist die einzige, die ich noch hab. Auch die Jungen sind fort. Beide weggelaufen, kurz bevor Baby Suggs starb.»

Paul D schaute an die Stelle, wo der Kummer sich über ihn ergossen hatte. Das Rot war verschwunden, aber so etwas wie ein weinerliches Säuseln hing jetzt dort in der Luft.

Wohl am besten so, dachte er. Wenn ein Neger Beine hat, soll er sie auch gebrauchen. Bleib zu lang an einem Fleck sitzen, und schon fällt irgendjemandem ein, wie er sie dir fesseln kann. Andererseits ... wenn ihre Jungen fort waren ...

«Kein Mann? Wohnst du ganz allein hier?»

«Ich und Denver», sagte sie.

«Ist dir das recht so?»

«Das ist mir recht so.»

Sie sah seinen skeptischen Blick und sprach weiter. «Ich koche in einem Lokal in der Stadt. Und nebenbei nähe ich ein wenig.»

Da lächelte Paul D und dachte an das Bettzeugkleid. Se-the war dreizehn gewesen, als sie nach Sweet Home kam, schon mit dem eisernen Blick. Sie war ein passendes Geschenk für Mrs. Garner, die Baby Suggs an die hehren Prinzipien ihres Mannes verloren hatte. Die fünf Männer von Sweet Home sahen das neue Mädchen an und beschlossen, es in Ruhe zu lassen. Sie waren jung und litten so unter dem Frauenmangel, dass sie sich schon an Kälber herangemacht hatten. Und doch ließen sie das Mädchen mit dem eisernen Blick in Ruhe, damit es seine Wahltreffen konnte, obwohl jeder von ihnen die anderen zu Brei geschlagen hätte, um es zu bekommen. Sie brauchte ein Jahr, um sich zu entscheiden – ein langes, hartes Jahr, in dem sie mit den Fäusten auf Strohpflügen eindroschen, verzehrt von Träumen von ihr. Ein Jahr des Verlangens, wo eine Vergewaltigung ein Gottesgeschenk zu sein schien. Diese Selbstbeherrschung war nur möglich, weil sie die *Männer* von Sweet Home waren –

die Männer, mit denen Mr. Garner sich brüstete, während andere Farmer über diese Bezeichnung den Kopf schüttelten.

«Eure sind Jungs», sagte er zu ihnen. «Kleine Jungs, große Jungs, schwächliche Jungs, kräftige Jungs. Meine Nigger auf Sweet Home dagegen, das sind richtige Männer, durch die Bank. Hab sie so gekauft. Hab sie so erzogen. Männer, durch die Bank.»

«Jetzt mal langsam, Garner. Nigger und Männer - das gibt's doch gar nicht.»

«Nicht, wenn man sich in die Hosen macht, dann nicht.» Garners Lächeln war breit. «Aber wenn du selber ein Mann bist, dann willst du auch, dass deine Nigger Männer sind.»

«Ich hätt ungern Niggern Männer um meine Frau rum.»

Das war die Reaktion, die Garner liebte und auf die er wartete. «Ich auch», sagte er. «Ich auch», und es gab stets eine Pause, bevor der Nachbar oder der Fremde oder der Hausierer oder Schwager oder wer immer schaltete. Dann ein erbitterter Streit, manchmal eine Schlägerei, und Garner kam mit blauen Flecken und hochzufrieden nach Hause, da er einmal wieder gezeigt hatte, was in Kentucky ein richtiger Kerl war: einer, der Manns genug und gewitzt genug war, aus seinen Niggern Männer zu machen und sie auch so zu nennen.

Und das waren sie: Paul D Garner, Paul F Garner, Paul A Garner, Halle Suggs und Sixo, der wilde Mann. Alle zwischen zwanzig und dreißig, frauenlos, Ficker von Kühen, die von Vergewaltigungen träumten, auf ihre Pritschen eindroschen, sich die Schenkel rieben und auf das neue Mädchen warteten - das Mädchen, das den Platz von Baby Suggs einnahm, nachdem Halle sie mit den Sonntagen von fünf Jahren freigekauft hatte. Vielleicht hatte sich das Mädchen deshalb ihn ausgesucht. Ein Zwanzigjähriger, der seine Mutter so liebte, dass er die Feiertage von fünf Jahren

opferte, bloß um sie abwechslungsshalber mal sitzen zu sehen – das war eine ernst zu nehmende Empfehlung.

Sie wartete ein ganzes Jahr. Und die Männer von Sweet Home missbrauchten Kühe und warteten ebenfalls. Sie suchte sich Halle aus, und für ihr erstes geteiltes Lager nähte sie sich heimlich ein Kleid.

«Willst du nicht ein Weilchen bleiben? Achtzehn Jahre, das kann doch keiner an einem Tag aufholen.»

Aus der Dämmerung des Raumes, in dem sie saßen, führte eine weiße Treppe hinauf zu der blauweißen Tapete im ersten Stock. Paul D konnte den Beginn der Tapete gerade noch erkennen; vereinzelte gelbe Sprenkel in einem Schneesturm von Anemonen vor einem tiefblauen Hintergrund. Das leuchtende Weiß des Geländers und der Stufen zog seinen Blick immer wieder auf sich. All seine Sinne gaben ihm zu verstehen, dass die Luft über der Treppe verzaubert und sehr dünn war. Das Mädchen jedoch, das aus dieser Luft heraustrat, war rund und braun und hatte das Gesicht einer wachsamen Puppe.

Paul D schaute erst das Mädchen an und dann Sethe, die lächelnd sagte: «Da ist ja meine Denver. Das, Schätzchen, ist Paul D von Sweet Home.»

«Guten Morgen, Mr. D.»

«Garner, mein Kind. Paul D Garner.»

«Ja, Sir.»

«Schön, dich mal zu Gesicht zu bekommen. Als ich deine Mama das letzte Mal gesehen hab, hast du ihr vorn das Kleid aufgebläht.»

«Macht sie immer noch», lächelte Sethe, «vorausgesetzt, sie kommt rein.»

Denver stand auf der untersten Stufe und war plötzlich erhitzt und schüchtern. Es war lange her, dass jemand Fremdes (freundliche Weißenfrau, Prediger, Redner oder Zeitungsmann) an ihrem Tisch gesessen hatte, und die Ablehnung in deren Blick hatte ihre teilnahmsvollen Stimmen

Lügen gestraft. Seit zwölf Jahren – lange vor Baby Suggs' Tod – gab es keinerlei Besucher mehr und gewiss keine Freunde. Keine Farbigenleute. Gewiss keinen haselnussbraunen Mann mit zu langem Haar und ohne Notizbuch, ohne Holzkohle, ohne Orangen, ohne Fragen. Einen, mit dem ihre Mutter gern und unbefangen redete, sogar barfuß. Wo bei sie aussah und sich benahm wie ein junges Mädchen und nicht wie die stille, majestätische Frau, die Denver ihr Leben lang gekannt hatte: die, die nie wegschaute; die nicht wegsah, wenn ein Mann vor Sawyers Restaurant von einem Pferd zu Tode getrampelt wurde, und auch nicht, wenn eine Muttersau ihren Wurf aufzufressen begann. Und selbst als der Geist des Babys Here Boy hochgehoben und ihn so fest an die Wand geschleudert hatte, dass er sich zwei Beine brach und ihm ein Auge heraushing, so fest, dass er sich krümmte und sich in die Zunge biss, selbst da hatte ihre Mutter nicht weggeschaut. Sie hatte einen Hammer genommen, den Hund bewusstlos geschlagen, Blut und Speichel abgewischt, ihm das Auge zurück in die Höhle gedrückt und ihm die Läufe geschient. Er erholte sich, stumm und ein wenig aus dem Gleichgewicht, aber mehr seines unzuverlässigen Auges als der krumm zusammengewachsenen Beine wegen, und weder Winter noch Sommer, weder Nieselregen noch Trockenheit konnten ihn je wieder dazu bewegen, das Haus zu betreten.

Und hier saß diese Frau, die geistesgegenwärtig genug war, einen vor Schmerzen toll gewordenen Hund zusammenzuflicken, wiegte ihre gekreuzten Knöchel und sah den Körper ihrer eigenen Tochter nicht an. Als sei seine Fülle mehr, als ihre Augen ertragen könnten. Und weder sie noch er hatten Schuhe an. Erhitzt und schüchtern fühlte Denver sich allein gelassen. All diese Abschiede: zuerst ihre Brüder, dann die Großmutter – schwere Verluste, denn es gab keine Kinder, die sie bei einem Kreisspiel mittun oder sich an den Kniekehlen von ihrem Verandageländer baumeln lie-



ßen. Nichts davon war schlimm gewesen, solange ihre Mutter nicht weggesehen hatte, wie sie es jetzt tat, sodass Denver sich regelrecht nach dem Groll des Babygeistes sehnte.

«Hübsches Fräulein», sagte Paul D. «Hübsch sieht sie aus. Hat das sanfte Gesicht von ihrem Daddy.»

«Sie kennen meinen Vater?»

«Kannte ihn. Kannte ihn gut.»

«Stimmt das, Ma'am?» Denver kämpfte gegen ein Bedürfnis an, ihn ins Herz zu schließen.

«Natürlich kannte er deinen Daddy. Ich hab dir doch gesagt, dass er von Sweet Home ist.»

Denver setzte sich auf die unterste Stufe. Nirgendwo sonst hätte sie mit Anstand hingehen können. Die beiden waren Verbündete; sie sagten «dein Daddy» und «Sweet Home» auf eine Weise, die klarstellte, dass beides ihnen zustand und nicht ihr. Dass nicht einmal ihre eigene Vaterlosigkeit ihr zustand. Einst hatte diese Einsamkeit Grandma Baby zugestanden – denn der tiefbetrauerte Sohn war derjenige, der sie dort freigekauft hatte. Danach war er der abwesende Ehemann ihrer Mutter gewesen. Jetzt war er der abwesende Freund dieses haselnussbraunen Fremden. Nur die, die ihn kannten («ihn gut kannten»), konnten diese Einsamkeit für sich in Anspruch nehmen. Genauso wie nur die, die in Sweet Home gewohnt hatten, sich an die Farm erinnern, ihren Namen flüstern und einander dabei von der Seite anschauen konnten. Wieder wünschte sie den Babygeist herbei – sein Zorn elektrisierte sie jetzt, während er sonst an ihren Nerven gezerrt hatte. Sie zur Weißglut getrieben hatte.

«Wir haben einen Geist hier», sagte sie, und es funktionierte. Sie waren keine Verschworenen mehr. Ihre Mutter hörte auf, die Beine baumeln zu lassen und wie ein junges Mädchen zu tun. Die Erinnerung an Sweet Home wich aus dem Blick des Mannes, dessentwegen sie tat wie ein junges

Mädchen. Er schaute rasch die blitzweiße Treppe hinter ihr hinauf.

«Das hab ich gehört», sagte er. «Aber einen traurigen, sagt deine Mama. Keinen bösen.»

«Nein, Sir», sagte Denver, «keinen bösen. Aber auch keinen traurigen.»

«Was denn?»

«Einen verstoßenen. Einsam und verstoßen.»

«Stimmt das?» Paul D wandte sich an Sethe.

«Ob einsam, weiß ich nicht», sagte Denvers Mutter. «Zornig vielleicht, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass er einsam sein könnte, wo er doch ständig mit uns zusammen ist.»

«Muss wohl was wollen, was ihr habt.»

Sethe zuckte die Achseln. «Ist doch bloß ein Baby.»

«Meine Schwester», sagte Denver. «Sie ist in diesem Hausgestorben.»

Paul D kratzte sich die Stoppeln unterm Kinn. «Da fällt mir die Braut ohne Kopf ein damals, draußen hinter Sweet Home. Weißt du noch, Sethe? Die immer in den Wäldern umgegangen ist.»

«Wie könnte ich die vergessen? Gruselig ...»

«Wie kommt's bloß, dass keiner, der von Sweet Home weggelaufen ist, je den Mund davon halten kann? Wenn's so schön gewesen wär, wärt ihr doch geblieben.»

«Mädchen, weißt du, mit wem du redest?»

Paul D lachte. «Stimmt, stimmt. Sie hat ja recht, Sethe. Sweet Home, trautes Heim! Sweet Home war nicht traut und schon gar kein Heim.» Er schüttelte den Kopf.

«Aber wir waren halt dort», sagte Sethe. «Alle zusammen. Es kommt uns eben wieder in den Sinn, ob wir wollen oder nicht.» Sie fröstelte ein wenig. Ein leichtes Kräuseln der Haut am Arm, das sie durch Streicheln wieder beruhigte. «Denver», sagte sie, «mach den Herd an. Besuch von

einem Freund bekommen und ihm nichts zu essen geben, das geht doch nicht.»

«Macht wegen mir keine Umstände», sagte Paul D.

«Brot macht keine Umstände. Das Übrige hab ich von der Arbeit mitgebracht. Ist ja wohl das Mindeste, wenn ich schon vom Morgengrauen bis mittags koche, dass ich das Essen mit heimbringe. Hast du was gegen Hecht?»

«Wenn er nichts gegen mich hat, hab ich auch nichts gegen ihn.»

Geht schon wieder los, dachte Denver. Mit dem Rücken zu ihnen stieß sie gegen das Spanholz, dass das Feuer fast ausgegangen wäre. «Warum bleiben Sie nicht bis morgen, Mr. Garner? Dann können Sie und Ma'am die ganze Nacht von Sweet Home erzählen.»

Sethe tat zwei rasche Schritte auf den Herd zu, aber noch bevor sie Denver am Kragen packen konnte, beugte sich das Mädchen vor und fing an zu weinen.

«Was ist bloß los mit dir? So hast du dich noch nie aufgeführt.»

«Lass sie nur», sagte Paul D. «Ich bin eben ein Fremder für sie.»

«Genau das. Sie hat keinen Grund, vor einem Fremden so zu tun. Mein Kleines, was ist denn? Ist was passiert?» Aber jetzt schüttelten die Schluchzer Denver so, dass sie nicht sprechen konnte. Tränen, die sie neun Jahre lang nicht vergossen hatte, netzten ihre fast schon zu fraulichen Brüste.

«Ich kann nicht mehr. Ich kann nicht mehr.»

«Kannst was nicht? Was kannst du nicht?»

«Ich kann hier nicht leben. Ich weiß nicht, wo ich hinsoll und was ich tun soll, aber hier kann ich nicht leben. Keiner spricht mit uns. Keiner kommt vorbei. Die Jungen mögen mich nicht. Und die Mädchen auch nicht.»

«Mein Schätzchen, mein Schätzchen.»

«Was redet sie da von wegen keiner spricht mit euch?», fragte Paul D.

«Es ist wegen dem Haus. Die Leute wollen nicht -»

«Nein! Nicht wegen dem Haus. Wegen uns! Und wegen dir!»

«Denver!»

«Lass doch, Sethe. Es ist schwer für ein junges Mädchen, in einem Haus zu wohnen, in dem es spukt. Das kann nicht leicht sein.»

«Leichter als manches andere.»

«Denk doch mal nach, Sethe. Ich bin ein erwachsener Mann, ich hab alles Mögliche gesehen und erlebt, und ich sage dir, es ist nicht leicht. Vielleicht solltet ihr ausziehen. Wem gehört das Haus?»

Sethe warf Paul D über Denvers Schulter einen eisigen Blick zu. «Was geht dich das an?»

«Wollen sie euch nicht gehen lassen?»

«Nein.»

«Sethe.»

«Es wird nicht umgezogen. Es wird nicht weggegangen. Es ist recht so, wie es ist.»

«Willst du behaupten, es ist recht, dass das Kind hier fast den Verstand verliert?»

Etwas im Haus wappnete sich, und in die darauf folgende lauschende Stille hinein sprach Sethe.

«Ich hab einen Baum auf dem Rücken und einen Spuk im Haus, und sonst nichts als die Tochter, die ich in den Armen halte. Es wird nicht mehr weggelaufen - vor nichts. Vor nichts auf dieser Welt werde ich je wieder weglaufen. Ich hab eine Reise gemacht und das Fahrgeld bezahlt, aber eins will ich dir sagen, Paul D Garner: Es war zu teuer! Hörst du? Zu teuer. Jetzt setz dich her und iss mit uns oder lass uns in Frieden.»

Paul D angelte in seiner Weste nach einem kleinen Tabaksbeutel - er konzentrierte sich auf dessen Inhalt und den

Knoten in der Schnur, während Sethe Denver in die Kammer führte, die von dem großen Raum abging, in dem er saß. Er hatte kein Zigarettenpapier, deshalb spielte er mit dem Beutel herum und hörte durch die offene Tür zu, wie Sethe ihre Tochter beruhigte. Als sie zurückkam, mied sie seinen Blick und ging stracks zu einem kleinen Tisch neben dem Herd. Sie kehrte ihm den Rücken zu, und er konnte soviel Haar betrachten, wie er wollte, ohne von ihrem Gesicht abgelenkt zu werden.

«Was für ein Baum auf deinem Rücken?»

«Ha.» Sethe stellte eine Schüssel auf den Tisch und suchte darunter nach Mehl.

«Was war das mit dem Baum auf deinem Rücken? Wächst was auf deinem Rücken? Ich seh nichts auf deinem Rücken wachsen.»

«Trotzdem ist er da.»

«Wer hat dir das erzählt?»

«Das Weißenmädchen. So hat sie's genannt. Ich hab ihn nie gesehen und werd ihn nie sehen. Aber so, hat sie gesagt, sieht's aus. Wie eine Wildkirsche. Stamm, Äste und sogar Blätter. Winzige kleine Wildkirschenblätter. Aber das war vor achtzehn Jahren. Könnten inzwischen auch Kirschen dran sein, wer weiß.»

Sethe nahm mit dem Zeigefinger ein wenig Spucke von ihrer Zungenspitze. Rasch tippte sie auf die Herdplatte. Dann zog sie die Finger durch das Mehl, teilte es, trennte auf der Suche nach Milben kleine Hügel und Bergkämme ab. Als sie keine fand, schüttete sie Soda und Salz in die Falte ihrer aufgehaltene Hand und streute beides über das Mehl. Dann griff sie in die Büchse und schöpfte eine Hand voll Schmalz heraus. Sie drückte das Mehl kräftig durch das Schmalz und knetete dann den Teig, wobei sie mit der linken Hand Wasser darüberspritzte.

«Ich hatte Milch», sagte sie. «Ich war mit Denver schwanger, aber ich hatte Milch für meine Kleine. Ich hatte

sie noch nicht abgestillt, als ich sie mit Howard und Buglar vorausschickte.»

Jetzt wellte sie den Teig mit einem hölzernen Nudelholz aus. «Man roch mich schon, bevor man mich sah. Und wenn man mich sah, dann sah man gleich die Tropfen vorn auf dem Kleid. War nichts gegen zu machen. Ich wusste bloß, dass ich meiner Kleinen die Milch bringen musste. Niemand konnte sie so stillen wie ich. Niemand konnte ihr schnell genug die Brust geben und sie ihr dann wegnehmen, wenn sie genug hatte und es nicht merkte. Keiner wusste, dass sie kein Bäuerrchen machen konnte, wenn man sie sich über die Schulter legte, sondern bloß, wenn sie auf meinen Knien lag. Keiner außer mir wusste das, und keiner außer mir hatte Milch für sie. Ich hab es den Frauen auf dem Fuhrwerk gesagt. Ich hab ihnen gesagt, sie sollen ihr Zuckerwasser auf ein Tuch träufeln zum Saugen, damit sie mich in den paar Tagen, bis ich hinkäme, nicht vergaß. Dann wäre die Milch wieder da und ich auch.»

«Viel wissen die Männer ja nicht», sagte Paul D und steckte seinen Beutel zurück in die Westentasche, «aber das wissen sie, dass man einen Säugling nicht lange von seiner Mutter trennen kann.»

«Dann wissen sie auch, wie es ist, die eigenen Kinder wegzuschicken, wenn die Brüste voll sind.»

«Wir haben doch von einem Baum gesprochen, Sethe.»

«Nachdem ich von dir weggegangen war, kamen diese Jungen rein und haben mir meine Milch weggenommen. Drum kamen sie rein. Hielten mich nieder und nahmen sie mir weg. Ich hab's Mrs. Garner erzählt. Sie hatte diesen Klumpen und konnte nicht sprechen, aber die Tränen kullerten ihr aus den Augen. Dann haben die Jungen rausgekriegt, dass ich sie verpetzt hatte. Der Schullehrer hat zu einem der beiden gesagt, er soll mir den Rücken aufschlagen, und wie er wieder zugging, wuchs ein Baum drauf. Er wächst immer noch.»

«Sie haben dich ausgepeitscht?»

«Und mir meine Milch genommen.»

«Du warst schwanger, und die haben dich geschlagen?»

«Und mir meine Milch genommen!»

Die dicken weißen Teigkringel lagen in Reihen auf dem Blech. Noch einmal tippte Sethe mit dem feuchten Zeigefinger an den Herd. Sie öffnete die Herdklappe und schob das Blech mit den Brötchen hinein. Als sie sich von der Glut erhob, fühlte sie Paul D hinter sich und seine Hände unter ihren Brüsten. Sie richtete sich auf und wusste, obwohl sie es nicht fühlen konnte, dass seine Wange sich in die Zweige ihrer Wildkirsche drückte.

Ohne sein Zutun war er zu einem jener Männer geworden, die ein Haus betreten und die Frauen darin zum Weinen bringen. Weil sie es bei ihm, in seiner Gegenwart, konnten. Es war etwas Segensreiches in seiner Art. Die Frauen sahen ihn und wollten weinen – wollten ihm erzählen, dass ihnen die Brust wehtat und auch die Knie. Starke Frauen und weise sahen ihn gleichermaßen an und erzählten ihm, was sie sonst nur einander erzählten: dass lange nach den Wechseljahren das Verlangen in ihnen plötzlich ungeheuer, unersättlich geworden war, wilder als damals mit fünfzehn, und dass sie das beschämte und traurig machte; dass sie sich insgeheim danach sehnten zu sterben – um es los zu sein; dass der Schlaf ihnen kostbarer war als jeder wachend verbrachte Tag. Junge Mädchen näherten sich ihm verstohlen, um ihm zu beichten oder zu beschreiben, wie gut die Traumfiguren aussahen, die sie im Schlaf heimsuchten. Und obwohl er nicht verstand, warum das so war, überraschte es ihn nicht, dass Denvers Tränen ins Herdfeuer tropften. Und auch nicht, dass ihre Mutter fünfzehn Minuten später, nachdem sie ihm von der gestohlenen Milch erzählt hatte, ebenfalls in Tränen ausbrach.

Er stand hinter ihr, beugte sich voller Zärtlichkeit vor und hielt ihre Brüste in den Händen. Er rieb seine Wange

an ihrem Rücken und machte sich so mit ihrem Kummer bekannt, mit den Wurzeln ihres Kummers, mit seinem breiten Stamm und den verzweigten Ästen. Als er die Finger an die Haken ihres Kleides hinaufführte, wusste er, ohne es zu sehen oder ein Schluchzen zu hören, dass ihre Tränen schnell herabließen. Und als das Oberteil ihres Kleides um ihre Hüften lag und er die Skulptur sah, zu der ihr Rücken geworden war, wie der Zierrat eines Eisenschmieds, jedoch zu leidenschaftlich zum Vorzeigen, da konnte er bloß denken, aber nicht sagen: «O Gott, Mädchen.» Und er konnte keinen Frieden finden, bevor er nicht jede Kerbe und jedes Blatt mit dem Mund berührt hatte, und Sethe spürte nichts von alledem, denn die Haut auf ihrem Rücken war seit Jahren gefühllos. Sie wusste nur, dass die Verantwortung für ihre Brüste nun endlich in den Händen eines anderen lag.

Würde es eine Möglichkeit geben, fragte sie sich, ein wenig Zeit, einen Weg, den Lauf der Dinge aufzuhalten, die Geschäftigkeit in die Zimmerecke zu verbannen und ein Minütchen lang oder zwei einfach nur so dazustehen, nackt von den Schulterblättern bis zur Taille, vom Gewicht ihrer Brüste befreit, um noch einmal die gestohlene Milch zu riechen und das Vergnügen beim Brotbacken auszukosten? Vielleicht würde sie dieses eine Mal mitten im Kochen innehalten – ohne auch nur den Herd zu verlassen – und den Schmerz spüren können, den sie eigentlich auf ihrem Rücken spüren müsste. Dingen vertrauen und sich an Dinge erinnern können, weil der letzte der Männer von Sweet Home da war, um sie aufzufangen, wenn sie hinsänke?

Der Herd bebte nicht, während er sich langsam erhitzte. Denver rührte sich nicht im Nebenzimmer. Das pulsierende rote Licht war nicht wiedergekommen, und Paul D hatte seit 1856 nicht mehr gezittert, und damals hatte es volle dreiundachtzig Tage angedauert. Eingesperrt und angekettet wie er war, hatten seine Hände so schlimm gezittert, dass er weder rauchen noch sich richtig kratzen konnte.



Jetzt zitterte er wieder, aber diesmal waren es die Beine. Er brauchte eine Weile, um zu merken, dass sie nicht vor Kummer zitterten, sondern weil die Dielenbretter bebten und weil der stampfende und sich verziehende Boden noch nicht alles war. Das ganze Haus schwankte. Sethe glitt zu Boden und kämpfte sich in ihr Kleid. Und während sie noch auf allen vieren lag, als wolle sie das Haus am Erdboden festhalten, stürzte Denver aus der Kammer herein, Entsetzen in den Augen, ein flüchtiges Lächeln auf den Lippen.

«Verdammt nochmal! Still jetzt!», schrie Paul D im Fallen und streckte die Hände nach einem Halt aus. «Lass das Haus in Ruhe! Scher dich zum Teufel!» Ein Tisch sauste auf ihn zu, und er packte ihn an einem Bein. Irgendwie gelang es ihm, auf der Schräge zum Stehen zu kommen; er hielt den Tisch an zwei Beinen fest und schlug damit um sich, zertrümmerte alles und brüllte dem brüllenden Haus zu: «Wenn du kämpfen willst, dann los. Gottverdammte nochmal! Sie hat ohne dich schon genug auf dem Buckel. Sie hat genug!»

Das Beben ebte ab zu einem gelegentlichen Hupfer, aber Paul D hörte nicht auf, den Tisch zu schwingen, bis alles mucksmäuschenstill war. Schwitzend und schweratmend lehnte er sich dort, wo die Anrichte gestanden hatte, an die Wand. Sethe kauerte noch immer neben dem Herd und drückte ihre in Sicherheit gebrachten Schuhe an die Brust. Alle drei, Sethe, Denver und Paul D, atmeten im selben Rhythmus, wie ein einziger erschöpfter Mensch. Ein weiteres atmendes Etwas war genauso erschöpft.

Er war fort. Denver wanderte durch die Stille zum Herd. Sie warf Asche auf die Glut und zog das Blech mit den Brötchen aus dem Ofen. Der Geleeschrank lag auf dem Rücken, sein Inhalt auf einem Haufen in der Ecke des untersten Faches. Sie nahm ein Glas heraus, schaute sich nach einem Teller

um und fand einen halben neben der Tür. Sie trug alles zusammen hinaus auf die Verandastufen, wo sie sich setzte.

Die beiden anderen waren nach oben gegangen. Leise auftretend, leichtfüßig waren sie die weißen Treppen hinaufgestiegen und hatten sie unten zurückgelassen. Sie löste den Draht von dem Glas und nahm den Deckel ab. Darunter war ein Stückchen Stoff und unter dem Stoff eine dünne Wachsschicht. Sie hob alles ab und schüttete den Gelee liebevoll auf die eine Hälfte des halben Tellers. Sie nahm ein Brötchen und kratzte die schwarze Kruste ab. Dampf kräuselte aus dem weichen weißen Innern.

Sie vermisste ihre Brüder. Buglar und Howard würden jetzt zweiundzwanzig und dreiundzwanzig sein. In den stillen Zeiten waren sie höflich zu ihr gewesen und hatten ihr das ganze obere Bettende überlassen, aber sie erinnerte sich auch daran, wie es vorher gewesen war: wie vergnügt sie dicht nebeneinander – sie zwischen Howards oder Buglars Knien – auf der weißen Treppe gesessen und sich ausgemalt hatten, dass böse Hexen mit bewährten Mittelchen abgemurkst wurden; und wie Baby Suggs ihr in der Kammer Geschichten erzählt hatte. Baby Suggs roch tags nach Rinde und nachts nach Blättern. Denver wollte nicht mehr in ihrem alten Zimmer schlafen, nachdem ihre Brüder wegelaufen waren.

Und jetzt war ihre Mutter da oben mit dem Mann, der ihr die einzige Gesellschaft genommen hatte, die sie noch besaß. Denver tunkte ein Stückchen Brot in den Gelee. Langsam, mechanisch und kreuzunglücklich aß sie es auf.

[...]